

Sherlock, die Hauptfigur der dreiteiligen BBC-Miniserie, mit der die ARD gerade sehr erfolgreich den sommers stets freien Sendeplatz der politischen Sonntagstalkshow bespielt, ist ein digitaler Irrer. Er ist hyperaktiv, sexuell nicht einzuschätzen (so einer liebt eher beide Geschlechter, je nach Laune). Und er ist genial. Der originale Holmes war ein begnadeter Naturwissenschaftler und Logiker. „Sherlock 21“

5 (Benedict Cumberbatch) beherrscht auch die digitale Welt.

Die Modernität von Sherlock – und darin liegt die Stärke – beschränkt sich nicht darauf, dass Dr. Watson seine Erlebnisse mit Holmes bloggt. Der Serie gelingt es, die Idee des digitalen Genies vollständig in den Plot zu integrieren. In der ersten Episode – Eine Studie in Pink – finden die Ermittler eine Leiche. Auf dem Fußboden steht: R-A-C-H-E. In Doyle's Buch ist damit das deutsche Wort „Rache“ gemeint. In der BBC-

10 Serie lautet die Auflösung R-A-C-H-E-(L) – es ist ein Computerpasswort.

Inszeniert werden die drei Teile in einer Ästhetik, die an *Minority Report* und andere Tom-Cruise-Blockbuster erinnert. Bekommt eine Figur eine SMS, ist der Text in weißen Buchstaben auf dem Bildschirm eingeblendet. Vor allem haben die Autoren Steven Moffat und Mark Gatiss, die für die BBC schon die Serie Dr. Who schrieben, auch die Erzählstruktur modernisiert. Der Detektiv klärt keine Fälle aus dem Polizeialltag auf. Sherlocks

15 Jagd durch London ist ein Spiel, zu dem ihn sein Gegenspieler Moriarty (der bei Doyle nur zu Sherlocks Tod entscheidend beiträgt) herausfordert.